

Vom Telefon zum Mikrofon- eine Erfolgsgeschichte

Die Weihen eines geübten Radiosprechers fühlte ich längst gehabt zu haben, denn es gab kaum eine Sendungsart, die ich nicht zu moderieren in der Lage war. Ich konnte so etwas ohne Überheblichkeit denken, hatte man mir doch schon etliches anvertraut.

Meine Aussprache war professionell, meine Phantasie fähig auszuschweifen, und ich hatte Geschick, musikbezogene Ansagen zu formulieren und ´rüberzubringen, also für ganze Musikstrecken die verbindenden Worte zu finden und so abzulesen, dass man „ das Papier nicht rascheln hörte“. Es klang also nicht abgelesen, sondern so, wie grade frei erfunden. In der Rundfunkzeitung fand ich mich dann etwa wie folgt wieder:

Mittwoch 17.05 „Leichte Brise aus Südwest“. Unterhaltungsmusik mit Heinz Siebeneicher.
Freitag 17.05 „Komm gut heim“ Infos und Musik für Autofahrer mit HS
22.30 „Tanzmusik für leise Lautsprecher“ mit HS
Samstag 16.05 „Montag ist erst übermorgen“ Unterhaltung mit HS
Sonntag 10.00 „Von zehn bis zwölf“ Sonntagskonzert mit HS
16.05 „Sonntags geöffnet“ Musik zur Kaffeestunden mit HS.

Meine Kollegen waren echte Profis, auf Lebenszeit beim Rundfunk angestellt, mit Jahren an Erfahrung, geübte Nachrichtenleser und gute Conferenciers. Jeder hatte für irgend etwas die besondere Begabung oder Vorliebe, so dass es im Team reine Nachrichtensprecher gab und bevorzugte Programmansagerinnen und –sager.

Für jede Sendung gab es einen oder mehrere Programmgestalter, die sich um die Musik zu kümmern hatten: Was sollte für welche Stimmung in welcher Tageszeit gespielt werden? Das waren überwiegend studierte Musiker, die selbst noch zum hauseigenen Tanzorchester gehörten oder nebenbei eine eigene Solokarriere bestritten oder als freie Mitarbeiter in anderen Formationen brillierten. Die saßen alle in einem großen Raum, in den sich auf allen Schreibtischen die schwarzen Vinylplatten und Bandkartons stapelten. Der berühmte Saxophonist Peter Drischel, alias Pete Tex, hatte schon einen Hilfstisch aufstellen müssen, um alle Musikkonserven unterbringen zu können. Manchmal schienen die Plattentürme das Gleichgewicht verloren zu haben und fanden sich zu Hunderten auf dem Fußboden wieder. Alle 4 Wochen machte Peter reinen Tisch und ließ die Tonträger im Archiv wieder einordnen. Kurz danach stellte sich aber die Unordnung wieder her. Es war einfach zuviel, was die Industrie an Proben ihrer Produktionen anlieferte.

Zwei Tische weiter war der Platz von Karlheinz Wegener. Der war selbst Sprecher in seiner eigenen Musiksendung. Samstags wünschte er den Hörern von SWF 1 ein „Frohes Wochenende“ und fand dabei rein zufällig eine neue Sendungsart, die sich erst viel später auch bei anderen Sendern durchsetzte: „Infotainment“, also Information und Unterhaltung. Er stellte zwischen den Musiktiteln bunte Themen vor, gab Hausfrauen Tipps an die Hand und setzte Musik-Stars live in die Sendung. Vor seinem Mikrofon gaben zum Beispiel Caterina Valente und Peter Alexander ihr erstes Radio-Debut. Da waren Kurt Edelhagen, die Drei Peheiros, Bully Buhlan, Alexandra und Peter Frankenfeld. Ein Fahrlehrer nahm den potentiellen Fahrschülern vorab die Unsicherheit und versorgte die versierten Autofahrer mit Neuigkeiten vom Straßenverkehr und neuen gesetzlichen Vorschriften.

Wegener war der erste Radiomann, der mit der Schürze vorm Mikrofon stand und die Empfehlungen und Rezepte von Sterneköchen auf dem Studioherd vorprobierte. Montags drauf kamen waschkörbeweise Höreranfragen, die alle nachmachen wollten, was Wegener empfohlen hatte.

Ein ausgebildeter künstlerischer Sprecher war er weiß Gott nicht und manchem Sprech-Ästeten hätten sich die Haare gestäubt ob seiner „Berliner Schnauze“. Aber damals drängte sich eine Übung vor, die später leider Gang und Gäbe wurde beim öffentlich-rechtlichen Rundfunk; dass nämlich jeder Redakteur seinen Text selbst zu sprechen habe und nicht –wie bisher üblich– irgend ein anderer geschulter Sprecher. Wegener jedenfalls scheute sich keineswegs, sein „icke, dette kiekemal“ radioreif zu schludern. Hauptsache, er wurde verstanden. Vorurteile gegen solche fremden Idiome im badisch-pfälzischen Land kamen mir nicht zu Ohren.

Als ich Wegener kennenlernte war er Regisseur in der Bundesliga Fußballsendung am Samstagnachmittag. Ich war Sprecher und erinnere mich noch sehr gut daran, als er mich zur Sendungsvorbereitung in den Archivkeller mitnahm, um einige Musikbänder aus den oberen Ablagefächern im Regallager zu ziehen und sie mir zuzuwerfen. Ohne Vorwarnung flogen mir die Bandkartons um die Ohren. Als ich sie nicht alle sportlich fangen konnte und einige wieder fallen ließ, schrie er mich von oben herab an: „So wirste nie n versierter Radiomann. Ick globe, deine Qualitäten liegen uffn andern Jebiet. Laß dir umlernen!“

Die SWF Kollegen nannten mich „Zippi“, weil ich von Geburt an „Zipperer“ hieß. Ein Name mit Explosiv- und Zischlauten bayerischen Ursprungs. Schon früh hatte ich erkannt, dass man beim Rundfunk so nicht heißen sollte. Deshalb legte ich mir den Geburtsnamen meiner Mutter zu. Sie

war eine geborene „Siebeneicher“. Ja, Siebeneicher hatte Melodie, klang wie Rosenbaum oder Siebenschön. Da denkt man an starke deutsche Eichen, die jeden Sturm aushalten, Schutz bieten können und aus hartem Holz gewachsen sind. So wurde aus „Zippi“ „Siebi“. Bis heute.

Die Radio-Stars im Südwestfunk waren die Moderatoren. Damals begann sich dieser Begriff für die Ansager durchzusetzen. Moderatoren lesen keine vorgegebenen Texte mehr ab, sondern legen sie sich selbst zurecht, wie echte Redakteure. Suchen nach Themen, recherchieren und präsentieren.

Programmchef und Herr über Wohl und Wehe war Franz Meindl, Urbayer und Duzfreund von Franz-Josef Strauß und enger Vertrauter des damaligen SWF-Intendanten Hammerschmidt. Meindl war mit schier unendlicher Macht im Hause ausgestattet, die er sogar bis weit in die Hauptabteilung Musik auszudehnen verstand, die eigentlich nicht zu seinem Einfluß gehörte.

Sein Wort war gefürchtet, seine Gunst war ersehnt, seine Ideen waren im Ansatz und in der Ausführung so erfolgreich, dass sie dem SWF den Ruf verschaffen konnten, damals neben Rias-Berlin der modernste Radiosender in Deutschland zu sein.

Leider gehörte ich zunächst nicht zu den Auserwählten von Franz Meindl, eher zu denen, die er argwöhnisch beobachtete, immer imstande, ihre Mitarbeit zu canceln. Er selbst sprach mit mir kaum, aber über manche seiner weiblichen Günstlinge erfuhr ich dann doch, in welchem Licht mich PC 1 (Programmchef 1) sehen könnte.

So rechnete ich täglich mit der Beendigung meiner Aktivitäten, denn irgendwas hätte man mir immer anhängen können. Mein Einsatzgebiet als Sprecher war ja schon erheblich ausgedünnt und auf zwei Stunden Samstagssendung außerhalb des offiziellen Programms im separaten Werbefunk reduziert.

Aber war es wirklich Franz Meindl, der darüber nachsann, mich abzuschießen? Oder waren es eher Kollegen aus dem niederen Umfeld, die Stolpersteine, Fallstricke und Fußangeln auslegten? Neben deren Arbeit war immer noch genügend Zeit, ihr Mütchen zu kühlen. „Was will denn so ein lächerlicher Postbeamter hier bei uns? Der soll doch Briefe stempeln und austragen und uns nicht in die Quere kommen. Was sagt eigentlich der Personalrat dazu?“ Natürlich nichts. Denn der wusste, dass es

sich bei Conference und auch bei Moderationen um künstlerische Tätigkeiten handelte, die schon damals Quizmaster Hans Rosenthal vor Gericht erstritten hatte. Damit waren sie dem Schriftsteller, dem Maler und Bildhauer gleichgestellt und niemand in der öffentlichen Verwaltung und im Parlament konnte den Künstlern die artifizielle Leistung absprechen oder gar verbieten.

Karlheinz Wegener hatte im Jahre 1971 Meindls Idee umgesetzt und ein Telefon-Wunschkonzert installiert, das er selbst gemeinsam mit Dorothee Boschen, einer Kinderfunkredakteurin am Mittwochabend zwei Stunden lang moderierte. Damals waren die Hörer aufgefordert, telefonisch Grüße aufzugeben und ihre Schlager-Musikwünsche zu äußern.

Die Sendung hieß folgerichtig „Vom Telefon zum Mikrofon“ und wurde zu einem durchschlagenden Erfolg. Nach der Wunschannahme in Ludwigshafen wurde der Titel per Fax nach Baden-Baden ins Tonarchiv übermittelt. Dauer ca. 3 Minuten. Dann manuelle Suchzeit in der Titeltartei: 2 Minuten. Im Schnellauf vom Büro über die Kellertreppe ins Archiv, 200 Meter an den langen Gängen vorbei zum gesuchten Nummernkreis. 2 Minuten. Entweder Band oder Schallplatte, Hauptsache Karteinummer und dann --- Griff ins Leere. Fehlinformation, zurück ins Büro, erneut Kartei durchwühlen und zurück in den Archivkeller. Endlich: Richtiges Regal, richtige Hülle, richtige Musik. Jetzt im Laufschrift 2 Treppen hinauf ins Studio, Karton auf, Band raus, Maschine frei, Zuruf zum Sprecher. Geschafft, Band läuft. 7 Minuten durchschnittliche Aufbauzeit für den ersten Titel der Sendung.

Heute wäre ein solches Konzept mit manuellem und körperlichem Einsatz nicht mehr nötig. Überall stehen die Computer bereit und geben auf Knopfdruck die gesuchte Musik in Sekundenschnelle zur Sendung frei. Aber damals gab es ja noch keine elektronisch geführten Festspeicher im Rechner mit Sofortzugriff.

Der Erfolg der Live-Sendung war so überwältigend, dass alles für einen noch besseren Ablauf eingesetzt wurde: Mehr Personal, kürzere Übermittlungswege, Aufbau von interner Rohrpost und Installation einiger Gegensprechanlagen vom Archiv zur Regie und direkt zum Sprecher. Der Hörerkreis wurde eingeschränkt. Jeden Mittwoch wurden andere Personengruppen als Anrufer zugelassen, und die Archivare wurden mit hilfswilligen Studenten verstärkt.

Wegener ging zu jener Zeit stolz durch das Haus, war es doch seine Sendung, die solchen Zuspruch erreichte. Bis heute ist mir aber nicht klar

geworden, wer wirklich der Initiator dieser neuen Sendungsart war: Meindl oder Wegener? Ich allerdings weiß, dass der Sendungstitel „Vom Telefon zum Mikrofon“ nicht von Wegener stammte, wie er allen Bewunderern Glauben machen wollte, sondern von dem Ost-„Deutschlandsender“, der kurz nach dem Krieg noch in West-Berlin, in der Residenz des Reichsrundfunks in der Masurenallee arbeitete, abgekupfert war. Der hatte schon 1947/48 so eine Sendung in der Samstagnacht kreiert, brachte allerdings jede Art von Schellackplatten- und Bandmusik und sendete aus bekannten Gründen keine Live-Gespräche. Auch brauchte es lange bis ein gewünschtes Lied gespielt wurde, manchmal mehr als eine Woche. Die mussten wohl erst die Linientreue des Anrufers prüfen.

Beim SWF ging hingegen alles wie geschmiert. Meindl erkannte die Wucht des Erfolges sofort, kippte Wegener und Boschen aus der Ansage, verlängerte die Sendezeit auf fast 4 Stunden bis Mitternacht und hielt Ausschau nach einem neuen Sprecher. Soviel Auswahl an profilierten Conferenciers oder Unterhaltungssprechern war jedoch nicht gegeben. Also sprach Meindl ein Machtwort: Wir präsentieren unseren Hörern 4 Moderatoren-Kandidaten. Die Hörer mögen entscheiden, wen sie jeden Mittwoch in der Erfolgssendung haben wollen.

Der Bayer Meindl dachte zwar nicht an sich, aber Kandidat 1 sollte ein Bayer sein, den er sich vom Bayerischen Rundfunk holte. „Denn das Bayerische Idiom ist hier im Schwarzwald sehr beliebt“. Kandidat 2 war der Erste Sprecher aus dem eigenen Haus, der 3. sollte ein Mann aus der Aktuellen Abteilung sein. Und der Vierte? Meindl entsann sich meiner, rief mich zu sich und eröffnete mir den Plan.

Ich solle mir aber keine Hoffnung auf einen etwaigen Sieg machen, ich sei nur Zählkandidat. Favorit könne nur der Bayer sein. Meindl plante, an den folgenden Mittwochabenden immer einen von den 4 Kandidaten den Hörern zu präsentieren. Am 5. Mittwoch würde er selbst die Wahlentscheidung 4 Stunden lang herbeiführen und die Hörer auffordern, per Telefon die Stimme abzugeben. Anrufstellen waren unter anderen die Studios des SWF in Mainz, in Koblenz, Ludwigshafen, Baden-Baden, Freiburg, Tübingen und Konstanz.

Es wurde aber auch festgelegt, dass schriftliche Voten abgegeben werden dürfen. Dafür mussten die Stimmwilligen Wahlzettel per Briefpost ordern, denn nur auf den offiziellen Zetteln durfte abgestimmt werden. Die Prozedur war klar, es konnte beginnen.

Ich stand auf Position 3. Also am 3. Mittwochabend hatte ich zu moderieren. Ich weiß noch, wie ich mich vorbereitete: Für jede Ansage ein Gag. Da ich aber nicht wusste, was sich die Hörer wünschen würden, stellte ich ganze Pointen-Kataloge für möglichst jede Art von Musikstück auf.

Damals war „das Lied vom Tod“ von Morricone aktuell. Ich präparierte: „*Frau Schulze wünscht das Lied vom Tod für ihre Erbtante*“ Die Ansage musste nur eingepasst werden in die tatsächlichen Namen. Für Doppelnamen nahm ich mir vor zu sagen: „*Ich mag nur einen Doppelnamen: Müller-Thurgau*“.

Bei den „Capri-Fischern“ sicherte ich mir die Metapher: „*Ein Hörer wünscht sich <won by>, won bei Capri die rote Sonne im Meer versinkt.*“

Ich bin halbehelich geboren: Meine Mutter war verheiratet, mein Vater nicht.

Eine Kuh macht muh, viele Kühe machen Mühe.

Manche Menschen heiraten mehrmals. Ich nicht. Warum sollte ich mir für ein oder zwei Liter Milch im Monat gleich ne ganze Kuh kaufen?!

Der Pessimist sagt NEIN, der Optimist sagt JA, der Realist sagt PROST.

Der Arzt sagt; Keine Zigaretten, keinen Alkohol, keine Liebe, aber mehr Lebensfreude.

Blau passt in jede Stimmung, Schwarz verdeckt nur die Fingernägel

Eine Dame höre die Sendung in der Küche mit allen Küchengeräten an. Später höre sie im Schlafzimmer zu mit gar nichts an.

Der Mittwoch der Bewährung war gekommen. Vormittags saß ich noch am Schreibtisch in Darmstadt und ging meiner Arbeit als Programmierer nach, am späten Nachmittag fuhr ich in meinem Audi in Richtung Baden-Baden auf der Autobahn. Die Sonne stand schon ziemlich schräg. Ich klappte die Blenden herunter, stellte den Sitz etwas höher und nahm Fahrt auf, so etwa 120 bis 130 kmh. Meine Gedanken drehten sich um die kommende Sendung.

Wenn ich heute nicht alle Kraft zusammen nehme und die vier Stunden konzentriert durchhalte, dann... Ich mochte nicht zu Ende denken. Meindl hatte

ja schon vorgewarnt: „Glauben Sie nur nicht, dass Sie es schaffen werden, die Hörer mögen die Bayern und lieben die bayerische Sprache. Sie sind doch Berliner! Sie sind nur Zählkandidat.“

Dennoch. Vielleicht irrt der sich. Ich hatte ja schon zwei Mittwochsendungen mit den beiden anderen Kandidaten gehört.

Die hatten Mühe, Grüße und Wünsche in Einklang zu bringen. Manchmal erschienen sie mir sogar ungeschickt, wenig professionell.

Der Bayer hatte den ersten Mittwoch zu absolvieren. Von ihm erzählte man mir später, dass er mitten in der Sendung mehrmals entnervt das Studio verlassen habe, um kopfschüttelnd im Eilschritt die Toilette aufzusuchen. Das gab Hoffnung.

Also, rekapitulierte ich: In jede Ansage einen kleinen Witz, eine Pointe, einen Gag setzen. Ruhig mal die Grenzen des geltenden political correctness zart berühren oder sogar kurz mit übertreten. Nicht zu viel natürlich und jede Berührung mit Kirche und Staat im weitesten Sinne vermeiden, denn Zuwiderhandlungen hätten unweigerlich Ärger bedeutet. Ärger auch mit Instanzen des Hauses, die über Einhaltung von Ausgewogenheit und Proporz zu wachen hatten, mit den Interessenvertretern des Rundfunkrates, mit den Hütern von Sitte und Moral.

Merkwürdigerweise hatten die Hörer, auf die es doch ankommen sollte, am wenigsten gegen solche Übertretungen einzuwenden. Wie ich später erst richtig lernen sollte, konnten sie nicht genug davon kriegen. Für mich war zunächst Bescheidenheit angesagt.

Beim öffentlich–rechtlichen Rundfunk, und nur diesen gab es in dieser Zeit, war zwar vieles staatsfern, aber doch staatstragend geregelt. Vom Prinzip der freiheitlich-demokratischen Grundordnung über das ständige Streben nach der Wiedervereinigung Deutschlands in Freiheit und der Aussöhnung mit den ehemals und heute noch Unterdrückten weltweit bis zu den Betriebsregeln aus dem Leitfaden für den Sprecherdienst.

Bei Frosch im Hals Räuspertaste drücken. Lieber sachlich als salopp agieren. Bei Sprechfehlern nicht etwa „äh, noch mal“ sagen, sondern „ich berichtige“.

Die Zeiten waren ernst, also sollten auch die Radioansager nicht aus der Rolle fallen. Ich dachte an meinen Freund Klaus-Dieter Lang, der rausgeflogen war, weil er sich über Pietätwürdiges lustig gemacht hatte.

Ich dachte an Dagmar Berghoff, die während einer Ansage einem Lachanfall unterlag, sich nicht mehr einkriegen konnte und eine ernste Ansage im 2. Programm total versaute. Unverzeihlich! Hoch zum Chef. Standpauke. Rausschmiß? Nein, noch nicht; aber Verwarnung und 4 Wochen Mikrofonsperr.

Noch vor ein paar Wochen saß ich bei einer Doppelmoderation mit Irene Harprecht am Mikrofon und ließ mich hinreißen zu sagen: „Sag mal, Irene, was raschelt denn hier? Hörst du das auch? Da, schon wieder. Trägst du etwa Einweghöschen?“ Hoch zum Chef, Standpauke und Ende mit der Doppelmoderation.

Ich war schon ein gebranntes Kind. Bei mir schienen immer Abhörkommissionen mit zu lauschen, bei Fehlleistung stand mein Ende beim Radio immer im Raum. Deshalb hielten sich auch die meisten Kollegen so in der Mitte jeder Zulässigkeit auf und verkniffen sich Zweideutigkeiten. Schließlich waren die fest angestellt, hatten Familie. Lässigkeiten in Sinn- und Sprechpflege könnten fatale Folgen haben.

Der spätere Chefsprecher Rolf Klein war immer schon Vorbild und musste pingelig alles vermeiden, was seine Mitarbeiter hätte leichtsinnig werden lassen können.

Beim Verlesen der Wasserstandsmeldungen entfuhr es ihm zu sagen: „Und nun zum mit Recht so beliebten Rhein“. Wir lagen fast auf den Tischen, dass der strenge Herr Klein eine schalkige Ader zu zeigen wagte. Später lernte ich ihn und seine Art besser kennen: Ernst bleiben und den nächsten Doppelsinn ohne Gesichtsveränderung und Stimmverrenkung gelassen aussprechen. Es war lustig, wenn er die Ansage etwa so formulierte: „Das war unser Tanzorchester unter Rolf-Hans Müller. Jetzt etwas ganz anderes- wir können ja auch schlecht immer dasselbe spielen...“ Ein Späßchen wird zum Superwitz, wenn ihn einer reißt, von dem man sowas nicht erwartet und der kraft Amtes zu Ernst und Sachlichkeit verpflichtet ist.

Ich war immernoch auf der Autobahn. Kurz vor der Raststätte Bruchsal. Die Sonne stand mir fast waagrecht ins Gesicht. Vor mir auf der rechten Spur zuckelte ein uralter Kleinlaster. Ich hing mich dran mit angemessenem Abstand. Plötzlich saß ich drauf und stand.

Mein eingedrücktes Steuerrad schien sich um meinen rechten Arm gewickelt zu haben und versagte den Dienst. Meine Stirn war von einer Kollision mit dem linken Teil des inneren Rückspiegels samt Halterung deformiert. Mit Gurt wäre das und einiges andere nicht passiert, aber die STVO stand damals noch in den Kinderschuhen. Die Motorhaube meines teuer bezahlten 4-Zylinders war

aufgesprungen und verdeckte die Sicht. Um mich herum knirschte, klirrte und quietschte es.

Ich öffnete vorsichtig die Fahrertür und erschrak: Hinter mir stauten sich Hunderte von Autos, rechts und links. Es blinkte, brummte und heulte, einige beherzte Männer von der Überholspur boten Hilfe an. Der Kleinlaster sah aus wie vom Schrottplatz, er qualmte und verlor eine schmierige Flüssigkeit. Es war ein Uraltmodell aus Laibach.

Seine Rückfläche war so total verformt, dass nicht mal mehr das Nummernschild den Aufprall überstanden hatte. Es schaukelte halb abgerissen nur noch an einer angebrochenen Schraube. Es war ein jugoslawisches Kennzeichen. Fahrer und Beifahrer verließen gestikulierend das rostige Führerhaus und kamen nach hinten, um den Schaden zu betrachten.

Warum war ich nicht aufmerksam genug gewesen, den Aufprall zu ahnen und rechtzeitig abzubremesen? Ich bin doch ein geborener Abstandhalter und Sicherheitsfanatiker. War die Sonne zu grell? War es ein Sekundenschlaf oder der Stress mit der Sendung? Wenn schon! Rekonstruierbar war das alles sowieso nicht mehr. Die Bremsleuchten waren eingedrückt und niemand würde je feststellen können, ob sie vor dem Aufprall noch betriebsbereit waren oder nicht.

Was jetzt folgte war Routine. Erst kam der ADAC, dann die Polizei. Gemeinsam zogen wir die zerbeulten Fahrzeuge auf die Standspur. Amtliche Feststellung: Totalschaden, beide.

Wie ich an diesem Nachmittag dann doch noch nach Baden-Baden kam, lag an einem freundlichen Lkw-Pilot, der mir die Mitfahrt anbot.

19.00 Uhr Ankunft vor dem Hörfunk-Betriebsgebäude. Auf mein Missgeschick und den damit verbundenen Streß angesichts der Kandidaten-Präsentation sprach mich niemand an.

Auf mich warteten die wichtigsten 4 Stunden meines Sprecherlebens. Alles war vorbereitet.

Nachrichten um 20.00 Uhr, dann Indikativ, dann Rotlicht.

Siebeneicher war auf Sendung.